

VON PETER RICHTER

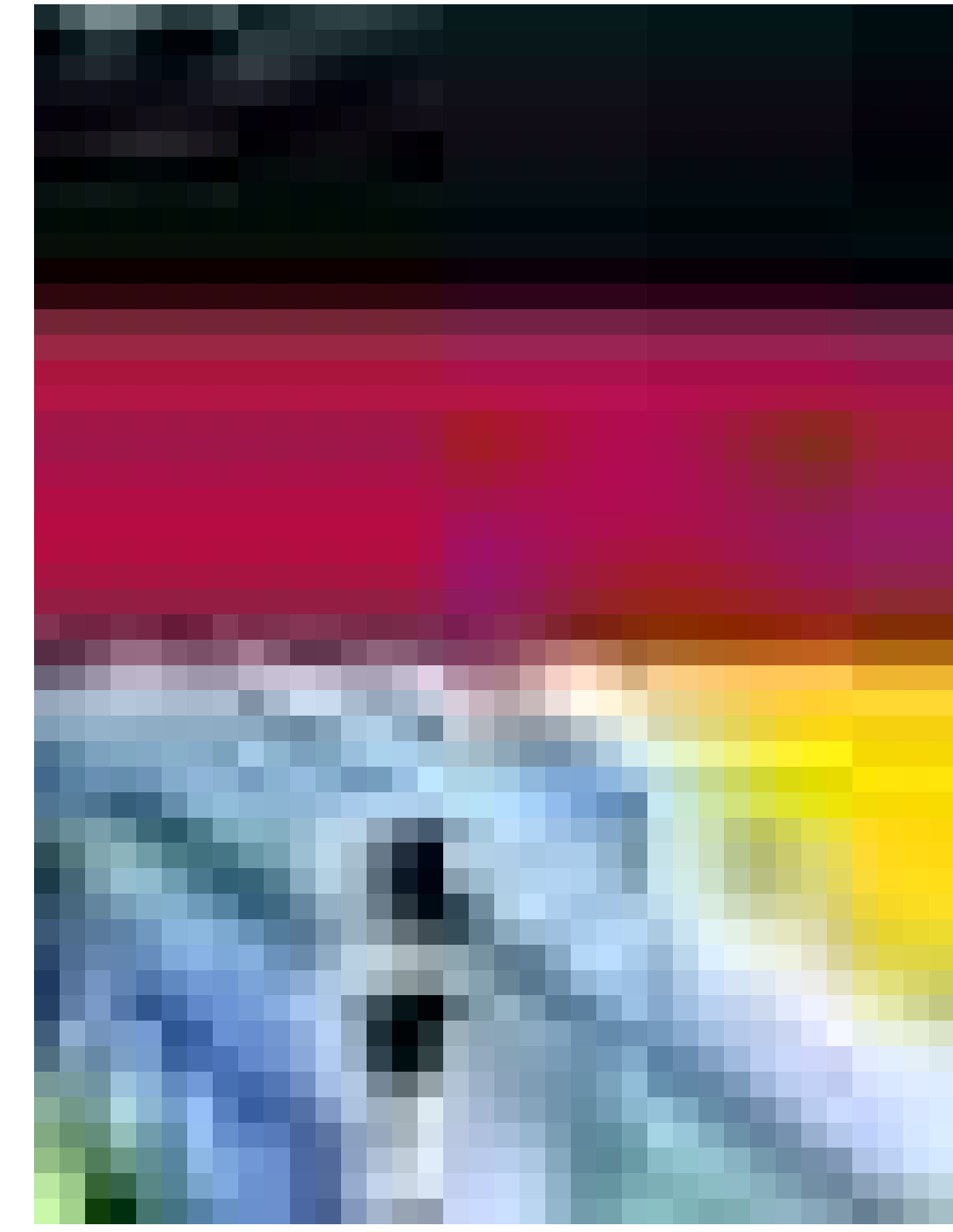
Der Film zum Thema Sommer 1989 lief schon diesen Winter, als Andreas Goldsteins Adaption von Ingo Schultzes Roman „Adam und Evelyn“ noch einmal die politische Windstille jenes August vor dreißig Jahren vor Augen geholt hat. Da ist es nur folgerichtig, wenn die entscheidende Ausstellung zu 30 Jahren Herbst 1989 auch bereits jetzt im Sommer zu sehen ist. Und zwar im Museum der bildenden Künste in Leipzig. Wo sonst?

„Point of No Return – Wende und Umbruch in der ostdeutschen Kunst“ dürfte eine der größten Ausstellungen sein, die es seit der Vereinigung überhaupt zur Kunst aus jener Region gab, die man vorher DDR und danach die neuen Bundesländer genannt hat. Und dass der Titel den üblichen Begriff der Wende distanziert kursiv setzt, hat damit zu tun, dass der ursprünglich von der SED stammte und den Versuch beschreiben sollte, das Ruder noch einmal herumzureißen, bevor das plötzlich in Bewegung geratene Gewässer endgültig über den Abhang geht. Dass er neben dem deutlich angemesseneren Begriff des Umbruchs trotzdem da steht, wird nicht nur der Tatsache gerecht, dass diese Wendemanöver selbst oft Gegenstand der Kunst waren. Es ist auch so, dass der Sturz in gänzlich neue Umstände immer auch eine Wende in den Künstlerbiografien bedeutet hat. Das Besondere dieser Ausstellung besteht nämlich darin, dass sie die Geschichte endlich einmal nicht am 9. November 1989 enden lässt. Denn in der Realität der Ostdeutschen, auch der ostdeutschen Künstler, fiel auch am Tag nach dem Mauerfall wieder das fahle Licht des Alltags in die Ateliers, und die Leute waren noch die gleichen, auch wenn die Verhältnisse sich rasant zu ändern begannen. Trotzdem oder gerade weil sich abzeichnete, dass das der berühmte Punkt war, hinter den es nicht mehr zurückgehen würde, wurden danach noch Aufrufe von Kulturschaffenden verfasst, das Eigene, die DDR, einen für reformierbar gehaltenen Sozialismus nicht preiszugeben. Dass viele nicht zuletzt im Interesse der eigenen Karriere guten Grund dazu hatten, wird ihnen zu diesem Zeitpunkt vielleicht noch gar nicht unbedingt so bewusst gewesen sein. Vielleicht aber auch doch.

Für Westdeutsche muss das einer Exkursion in bizarr vermintes Gelände gleichkommen

Die eigentliche Leistung in Leipzig ist am Ende jedenfalls die, die Mauer zwischen einem ostdeutschen Vorher und einem gesamtdeutschen Nachher auch noch eingerissen zu haben. Dass daraus beim besten Willen keine Jubelveranstaltung werden konnte, war absehbar, wenn man einerseits das Hadern mit den Verhältnissen noch in Erinnerung hatte, das die meisten Künstler in der späten DDR umtrieb, und andererseits dann das Schicksal der meisten von ihnen unter den Bedingungen der Bundesrepublik. Anders als dem Theater, der Literatur und mit Verzögerung auch der Architektur wurde der bildenden Kunst aus dem Osten von Anfang an so gut wie gar nicht zugetraut, für den Westen eine Relevanz zu haben. Der Kunstmarkt schien weitgehend Georg Baselitz' Gepolter zu bestätigen, wonach es in der DDR keine Künstler gegeben habe, die den Namen verdienten, vielmehr alle, die etwas konnten (im Wesentlichen gemeint war: Georg Baselitz), beizeiten in den Westen gegangen seien. Auch die Sammelausstellungen in öffentlich geförderten Häusern zogen immer wieder die Kritik auf sich, dass sie die Kunst aus dem Osten entweder nicht wirklich als Kunst behandelten, sondern als historische Kuriosität, oder dass sie wieder nur denjenigen huldigten, die schon unter der SED kanonisiert worden waren.

All diese Streitereien über künstlerische Autonomie, Qualitäten und Systembefangenheiten gehören zur verwickelten Vorgeschichte dessen, was da in Leipzig nun präsentiert wird. Für Westdeutsche und Nachgeborene muss das nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach einer Exkursion in ein bedrohliches, fremdes, bizarr vermintes Gelände gleichkommen. Für Leute, die noch in der DDR sozialisiert wurden, ist es hingegen ein einziges, beklemmendes Wiederbegegnen mit Namen und Bildern, die einmal etwas bedeutet haben, bevor man



Wasja Götze: „Schwarz Rot Colt“ von 1992.

FOTO: WASJA GÖTZE

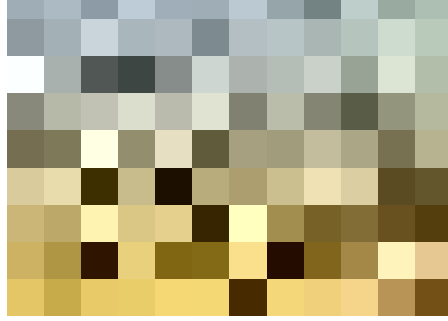
Drüben und drunter

Leipzig zeigt die wichtigste Ausstellung zum Herbst '89: Wie sich die ostdeutsche Kunst zum Umbruch verhielt

sie aus den Augen verloren hat, weil sie nun einmal kaum noch irgendwo zu sehen waren. Wer jetzt also die Treppe in Leipzig hochkommt, den kann durchaus das Gefühl beschleichen, er wäre wieder 1988 im Dresdner Albertinum, wo bei der letzten großen „Kunstausstellung der DDR“ ständig Trauben von Menschen debattierend vor dem Gemälde „Großes Stadtbild“ von Wolfgang Smy standen, weil diese aggressive Planchenden da in der stehenden, schwefelgelben Brühe den Zustand ihres Landes schon ganz gut zu illustrieren schien. Wann hat man seitdem je wieder etwas von Wolfgang Smy gesehen? Im Katalog sind sie immerhin so pragmatisch, seine Website anzugeben, um das bei Interesse nun nachzulesen.

Es hilft, ebenfalls im Kopf zu haben, dass ebenjenseitigen Albertinum in Dresden noch vor Kurzem vorgeworfen wurde, seine Bestände an Kunst aus der DDR im Depot zu verstecken. Die Reaktion bestand in einer Präsentation sämtlicher Ankäufe jener Jahre. So kam auch Walter Womackas „Liebespaar am Strand“ wieder ans Licht, das bis heute unter Ostdeutschen regelmäßig als bekanntestes und beliebtestes Bild

jener Zeit genannt wird, schon weil es damals eine Briefmarke zierte. Der Haken: Bereits die Museumsdirektoren der Sechziger hatten der Popularität des Motivs misstraut und den Ankauf zunächst verweigert. Es ist dann Walter Ulbricht zum Geschenk gemacht worden und über diesen Umweg doch noch in der Sammlung gelangt. Jetzt steht man ihm in Leipzig wieder gegenüber, allerdings in einer fast schon klassisch dialektischen Aufhebung – näm-



Ostdeutsche Kunst fand nicht 1989 ihr Ende: Moritz Götzes „Paar am Strand“ von 2010. FOTO: GÖTZE/NG BILD-KUNST BONN, 2019

lich in erdnussfliphaften Pinselschlägen nachgemalt von Moritz Götze aus Halle, dem Sohn des großen DDR-Pop-Dissidenten Wasja Götze, der selbst unter anderem mit einem Mauerbild in verlockendem Schweinchenrosa aus der Zeit vor dem Mauerfall zugegen ist.

Sie haben diese Annäherungen in Leipzig ohnehin ganz geschickt gestaffelt. Der neue Direktor des Hauses kommt aus Österreich und hat die nötige Distanz. Einer der beiden Kuratoren ist Paul Kaiser, Experte nicht nur für die Kunst, sondern vor allem für die Geschichte der Boheme in der DDR. Der andere ist Christoph Tannert, der im Prinzip selbst ein Akteur auf dem Gebiet war, das er heute hier zeigt. Tannert war damals als freier Kurator schon ein ruheloser Impresario und Propagandist des Undergrounds, des Widerborstigen, Wüsten, Wilden, auch Aktionistischen. Und so kommen in dieser Ausstellung noch einmal alle zusammen, die sich damals schon nicht ausstehen konnten: staatspreisgeschmückte Malerfürsten wie Willi Sitte und Werner Tübke und eine Bild-Alchemistin wie Cornelia Schleime, der 1984 nichts blieb, als das Land zu verlas-

sen, dazu Bad-Painting-Rabauken, Telefonzellenbilder des Theatermannes Einar Schleaf, sinnbildschweren Leipziger Surrealismus und große Gesten aus Chemnitz und aus Dresden. Da sind noch einmal die feministischen Mythologien von Petra Kasten und die Performance-Martyrien der „Autoperforationsartisten“ Else Gabriel, Micha Brendel, Rainer Görß und Via Lewandowski, der für Leipzig auch eine Neufassung seines zersägten „Berliner Zimmers“ aus der Nachwendezeit gebaut hat, Untertitel: „Geteiltes Leid ist halbes Elend“. Etwas von Neo Rauch gibt es auch,

Wenn es einen roten Faden gibt, dann vielleicht das Bewusstsein für die Ambivalenzen der Lage

allerdings etwas Spätexpressives, nahezu Ungegenständliches aus den letzten Momenten vor seiner Verwandlung in den verärselten Neo Rauch, den die Kunstmessen und Museen des Westens dann kennen- und liebenlernen durften, wo die expliziten illustrativen Qualitäten der ursprünglichen Leipziger Schule weniger gefragt waren. Aber von denen, also von Sitte, Heisig, Mattheuer, kamen natürlich auch eindeutige Kommentare zu den Ereignissen von 1989: Deutsche Michel, die im Freiheitsrausch ihr Gardinenfensterchen aufreißen zum Beispiel. Oder Menschen, die in „Pank“ aus der Enge fliehen, dann verängstigt und schutzlos ins Freie stolpern...

Wenig weiter sieht man dann wieder, wie sich das Maler-Ehepaar Eve und Frank Rub vor ihrer Ausreise in den Westen mit den psychologischen Folgen der Schikanen durch die Stasi auseinandersetzte. Und kurz darauf ist bemerkenswert, wie viele von den später Geborenen, erst nach der Vereinigung zu Künstlern Gewordenen immer noch Bezug nehmen auf das Material von hier. Die Zipfelmützen etwa, die der aus dem Erzgebirge stammende Martin Mannig malt, lassen zu gleichen Teilen an Jakobiner, Gartenzwerge und das Sandmännchen aus dem Abendgruß des DDR-Fernsehens denken.

Wenn es einen roten Faden gibt, dann vielleicht das Bewusstsein für die Ambivalenzen der Lage. Die waren damals das Thema der Bilder, und sie sind es heute noch in den Diskussionen darüber, inwiefern die Künstler der DDR Beobachter oder Akteure der Geschichte waren. Aktuell ist auf den Seiten der *Frankfurter Allgemeinen* ein kleiner Historikerstreit darüber entbrannt, ob die Oppositionsgruppen, zu denen oft auch Künstler gehörten, 1989 wirklich die Avantgarde des Umbruchs waren oder nicht vielmehr den Massen elitär entgegenstanden, deren Marsch schon von Anfang an für viele in die BRD, mindestens aber die Währungsunion führen sollte.

Für all diese Debatten ist Leipzig jetzt auch wegen dieser Ausstellung ein idealer Boden. Außerdem findet sie gewissermaßen sogar noch eine Erweiterung in der „Galerie für Zeitgenössische Kunst“. Dort wird diesen Sommer nämlich einerseits das Archiv der Künstlerin Gabriele Stötzer gezeigt, einer Hauptprotagonistin der dissidentischen Szene in Erfurt, samt Spitzelberichten über sie in sorgfältiger Frauenhandschrift. Und schließlich ist dort zu sehen, dass durchaus auch in Westdeutschland Geborene mit Gewinn aus dem Fundus schöpfen können, den der Herbst '89 nun einmal darstellt: Clemens von Wedemeyer zeigt dort Videoarbeiten die sich unter anderem mit der Dynamik von Demonstrationen und Elias Canettis Studien zu Massenaufläufen befassen. „Plötzlich war alles schwarz vor Menschen“, dieser Satz aus Canettis „Masse und Macht“ war am Ende schließlich noch die präziseste Beschreibung dessen, was in jenem Oktober vor 30 Jahren montagsabends in Leipzig los war. In einer Computersimulation lässt von Wedemeyer nun noch einmal Avatare auf den Leipziger Ring strömen, bis aus vereinzelt Passanten eine machtvolle, systembedrohliche Menge wird. Man muss den speziellen Kontext noch gar nicht mal wieder rausrechnen, um selbst in diesen, heute als heldenhaft geltenden Aufläufen immer zugleich etwas Emanzipatives und das genaue Gegenteil davon zu sehen.

Point of No Return. Museum der bildenden Künste, Leipzig. Bis 3. November. Katalog 45 Euro.

Flügel und ihre Geister

András Schiff und Schubertiade in Streit um Instrumente entzweit

Wer im Juni die Schubertiade in Schwarzenberg im Bregenzerwald mitgemacht und als Abschluss die Klaviermatinee Sir Andrés Schiffs erlebt hatte, fuhr trotz der mörderischen Hitze beschwingt, ja beseelt nach Hause. Schiff spielte in einem Kraftakt, von dem man dem zartgliedrigen Künstler fast hätte abraten wollen, Schuberts Sonaten D 845, D 850 und D 894, und er spielte sie nicht auf irgendeinem Instrument, sondern auf seinem Bösendorfer, dem eigens für ihn gefertigten 280 VC Vienna Concert in Pyramiden-Mahagoni, was nichts mit den Pyramiden zu tun hat, sondern mit der pyramidenförmigen Maserung des Mahagonifurniers.

Für nächstes Jahr war wieder eine Schiff-Matinee eingeplant, dieses Mal mit Schuberts D 960 und Beethovens op. 111, doch daraus wird ebenso wenig werden wie aus Schiffs Zusammenspiel mit dem Cuarteto Casals zwei Tage davor. Unter dem nüchternen Titel „Besetzungs- und Programmänderung“ teilte Gerd Nachbauer, der Geschäftsführer der Schubertiade, am Donnerstagnachmittag den Abonnenten mit, dass Schiff „auf alle zukünftigen Auftritte bei der Schubertiade verzichte“. Bei Gelegenheit dieser Ankündigung habe der Pianist auch die Beurteilungskompetenz des Schubertiade-Publikums in Frage gestellt und sich zudem „sehr negativ über eine ganze Gruppe von bei uns regelmäßig auftretenden Künstlern“ geäußert.

Wenn auch Schiff 2020 durch Elisabeth Leonskaja sowie Lucas und Arthur Jussen ersetzt wird, so wird sein Fehlen altgedienten Schubertiadegängern vorkommen, als wär's ein Stück von ihnen. Seit 1984 gehört Andrés Schiff – damals noch ohne „Sir“ – zu den prägenden Künstlern dieses in seiner Qualität ebenso gediegenen wie beständigen Festivals. Jahr für Jahr war er dabei, und wenn es in diesem Reigen feiner Konzerte doch eine längere Pause gab, so lag das daran, dass, als die rechtslastige FPÖ an der österreichischen Bundesregierung beteiligt wurde, Schiff seine Auftritte in Österreich absagte.

Der Konflikt hat zwei Wurzeln – es ging auch um Personalfragen

Der Konflikt zwischen Schiff und der Schubertiade hat zwei Wurzeln. Zum einen ging es laut Gerd Nachbauer darum, dass ein anderer Pianist im Juni 2020 das Programm spielen wird, das eigentlich Schiff spielen wollte; die Überschneidung kommt daher, dass diesem anderen Pianisten schon zugesagt worden war, als Schiffs Angebot noch gar noch vorlag. Zum anderen steht die alte Sache Steinway contra Bösendorfer im Raum. Schiff hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass er die Flügel von Bösendorfer bevorzugt. Auf ihnen ließen sich, nicht ohne strenge Bemühung freilich, eine große Klangfarbenvielfalt und erstaunliche Differenzierungen besonders im Pianissimobereich erzielen; zudem habe sich in ihnen der Geist der Wiener Hammerklaviere des frühen 19. Jahrhunderts erhalten.

Schiff hatte im Juni auch einen Meisterkurs für Schubert-Interpretation gehalten. Unter Zuhörern wurde befremdet darüber geredet, dass er sich dabei abfällig über Steinway-Flügel geäußert habe. Auch dies erwähnte Nachbauer Schiff gegenüber, wobei er darauf hinwies, dass die negativen Äußerungen von einem niederländischen Kritiker wörtlich zitiert worden seien und dass auch für die Schubertiade seine Bemerkungen nicht eben angenehm seien, „da unser Steinway-Flügel von allen anderen Pianisten täglich gelobt und sehr geschätzt wird“.

Ob Schiff in seinem Groll verharrt oder ob sich's doch noch zum Guten wenden könnte, war bis Redaktionsschluss nicht zu eruieren. Seiner Agentin Nora Pötter von Dr. Raab & Dr. Böhm in Wien teilte er mit, dass er sich aufgrund intensiver Konzerttätigkeit diese Woche zu einem detaillierten Statement nicht in der Lage sehe.

HERMANN UNTERSTÖGER

Suchtbekämpfung

Der US-Senator Josh Hawley will genau jene Funktionen sozialer Netzwerke per Gesetz verbieten, die sie so erfolgreich machten

Was für ein Vorstoß. Josh Hawley, US-Senator aus Missouri, will sozialen Medien wie Youtube, Snapchat und Facebook genau jene Techniken verbieten, die maßgeblich zu ihrer Verbreitung beigetragen haben. „Big Tech hat sich ein Geschäftsmodell der Sucht zu eigen gemacht“, erklärte der Republikaner zur Vorstellung seines Gesetzesentwurfs zum Social Media Addiction Reduction Technology Act (abgekürzt SMART).

Hawley meint jene manipulativen Tricks, mit denen die Unternehmen versuchen, möglichst viel Zeit und Aufmerksamkeit der Menschen in ihren Apps zu binden. Laut Entwurf sollen folgende Funktionen verboten werden:

Autoplay (automatisches Abspielen): Wenige Funktionen des Internets werden so gehasst. Der Nutzer kommt auf eine Seite, die prompt und ungebeten ein Video abspielt. Es kostet Zeit und Nerven, die Videos immer wieder auszusuchen. Wer Pech hat, sieht Hässliches, Schockierendes. Nur wenige wissen, dass Browser und viele Netzwerke selbst schon heute die Möglichkeit anbieten, die Funktion abzustellen.

Endless Scrolling (endloses Scrollen): Apps wie Instagram oder Facebook sind Digital: Alle Rechte vorbehalten. - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über: www.sz-content.de

nie zu Ende. Wer will, kann sich mit Dauen oder Maus durch die Beiträge anderer Nutzer und Werbung scrollen, bis der Akku leer ist. Endless Scrolling gilt als einer der Gründe für die lange Zeit, die Nutzer auf den Plattformen verbringen. Tristan Harris arbeitete für Google und setzt sich heute dafür ein, Technologie ohne Suchtfunktionen zu entwickeln. Vergangenen Monat erklärte er vor dem US-Kongress: „Wenn ich den Boden dieses Glases entferne und ich immer wieder Wasser oder Wein einfülle, wissen Sie nicht, wann Sie aufhören sollen, zu trinken. Dasselbe passiert in unendlich scrollenden Feeds.“ Um das ewige Scrollen zu unterbinden, will Hawley auch eine Pflicht zu „natürlichen Haltepunkten“ einführen. Die Anbieter sollen Nutzern nicht ungefragt noch mehr Inhalte auf ihren Bildschirm laden dürfen, wenn die schon drei Minuten gescrollt haben.

Badges (Abzeichen): Soziale Medien sollen Mitglieder nicht mehr mit virtuellen Trophäen dafür belohnen, dass sie mit der Plattform interagieren. Der Vorschlag zielt insbesondere auf „Snapstreaks“: Nutzer von Snapchat erhalten als „Trophäe“ Flammensymbole, wenn sie an drei Tagen nacheinander täglich miteinander kommuni-

ziert haben. Diese Übertragung von Konzepten aus Computerspielen auf andere Bereiche soll Nutzer dazu bringen, den Dienst regelmäßig zu nutzen.

Pflicht zum Zeitlimit: Anbieter sollen ihre Nutzer nach 30 Minuten hinauswerfen, wenn die nicht aktiv einwilligen, länger zu bleiben. Und auch wenn sie das tun: Zum Monatsersten soll das Zeitlimit immer wieder für alle Nutzer gelten, bis die es wieder aktiv ausschalten.

Dass soziale Medien abhängig machen, ist nicht bewiesen

Hawley plant also nicht weniger als den großen Maschinensturm gegen die Social-Media-Konzerne. Die angesprochenen Funktionen, insbesondere das endlose Scrollen, gehören zu ihrer DNA.

Facebook und Google haben in den USA und Deutschland jetzt schon Ärger mit den Behörden, weil die ihnen schlechten Datenschutz und Monopolbildung vorwerfen. Hawley versucht dagegen, die Unternehmen zu regulieren, als würden sie starke Medikamente verkaufen. Der Senator aus Missouri vertritt die religiös-konservati-

ven Südstaaten. Er ist gegen Abtreibung, gegen den vermeintlich verderblichen Einfluss „kosmopolitischer Eliten“, und von der Waffenlobby bekommt er exzellente Noten.

Seit der 39-Jährige Anfang des Jahres als derzeit jüngster Senator ins Parlament gewählt wurde, führt er einen Kreuzzug gegen die sozialen Medien. Eunion für seine These liefern ihm Tristan Harris und andere Aussteiger aus der Techbranche, die vor deren negativen Auswirkungen auf die Gesundheit warnen.

Das Problem: Dass soziale Medien „süchtig“ machen wie Drogen – wie Hawley behauptet – ist nicht bewiesen. Es gab zwar Versuche innerhalb der Weltgesundheitsorganisation, Internetabhängigkeit offiziell ins Register psychischer Erkrankungen aufzunehmen. Video- und Computerspielsucht steht da schon. Die Forschung ist allerdings noch am Anfang, viele dramatisch klingende Studien sind nicht aussagekräftig. Dass etwa die Nutzung sozialer Medien Depressionen auslöst, ist umstritten.

Es gibt einige Widersprüche in Hawleys Plan. Ausgerechnet Werbevideos will er von seinem Autoplay-Verbot ausnehmen. Dabei gilt das Anzeigensystem hinter Platt-

formen wie Facebook vielen als das eigentliche strukturelle Problem, denn deswegen tun die Webseiten alles, um die Aufmerksamkeit ihrer Besucher so lange wie möglich zu halten, um diese dann an Werbekunden zu verkaufen. Brian Feldman schreibt im Blog des *New York Magazine*: „Leider ist der SMART-Act sehr dumm.“ Hawleys Ideen seien oberflächlich, als würden Fernseher den Zuschauer nach jeder Sendung fragen, ob er die nächste wirklich sehen will. Das libertäre Magazin *Reason* spottete: Hawley halte Zeitverschwendung wohl für ein so großes Problem, dass der Staat sie regulieren müsse.

Allerdings hat sich auch in den marktfreundlichen USA die politische Stimmung verändert, wenn es um das Silicon Valley geht. Einst feierten Demokraten die sozialen Medien als Werkzeuge der Freiheit gegen Unterdrücker von Ägypten bis China. Republikaner erklärten die Konzerne zur neuesten Reinkarnation des amerikanischen Unternehmerrgesites. Doch jetzt herrscht der „Techlash“ – der Widerstand gegen die hypererfolgreichen Konzerne, die immer tiefer in Gesellschaft und Politik vordringen. Die Fronten zwischen Republikanern und Demokraten mögen unter der Präsidentschaft von Donald Trump so ver-

härten sein wie lange nicht mehr, aber mit dem Silicon Valley haben sie einen gemeinsamen Blitzableiter gefunden, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Die Demokraten stehen immer noch unter Schock, dass Donald Trump und seine Anhänger die Netzwerke erfolgreich zur Propagandamaschine und zu Hetzplattformen gegen Einwanderer und das liberale Amerika gemacht haben. Umso ironischer, dass auch die Republikaner sich auf die Konzerne eingeschossen haben. Sie stellen sich gerne als Opfer angeblicher Zensur von Twitter und Facebook hin. Dass Hawleys republikanische Kollegen seinen Vorschlag eines Zeitlimits mittragen, ist unwahrscheinlich. Der würde auch dazu führen, dass Nutzern nach einer halben Stunde der Zugang zu Nachrichten – und Propaganda – abgedreht wird.

Als Oberstaatsanwalt von Missouri machte sich Josh Hawley übrigens unter anderem einen Namen, indem er die großen Hersteller von Opioiden verklagte, jenen Schmerzmitteln, die schwer süchtig machen. Die vermeintlichen Auswirkungen der Suchtepidemie, insbesondere in den armen Gegenden der USA, sind im Gegensatz zu denen sozialer Medien allerdings unbestritten. JANNIS BRÜHL